



Geschichten aus dem Felbertal

Ingrid Urschler

Inhalt

• Felbertalerisches als Vorwort von Georg Steinitz	6
• Einleitung	12
• Die Schößwend und ihre Bewohner	17
• Heimbereich und Heimgemeinschaft	56
• Aus Schule und Werkstatt	89
• Gäste aus Nah und Fern	134
• Das Jagdhaus und seine Bewohner	147
• Was man so zum Leben braucht	165
• Leben in und mit der Natur	225
• Der Fordbau und seine Bewohner	243
• Kommunikation und Sprache	250
• Zwischenmenschliche Kontakte	266
• Erzieherfortbildung	281
• Die Werkhalle und ihre Bewohner	293
• In der Freizeit	301
• Werkschulheimer in Mittersill	318
• Lager-, Wander-, Schi- und Wienwoche	327
• Heimweh	337
• Begegnungen in aller Welt	346
• Schluss	349
• Meilensteine der Werkschulheim-Entwicklung	350
• Literatur	351

Felbertalerisches als Vorwort

von Georg Steinitz

Zum ersten Mal habe ich vom Felbertal durch meine Mutter erfahren. Sie sprach das Wort so aus, wie jemand, der völlig vergeistigt „Jerusalem“ sagt und auch wirklich meint. Ich war schon damals, mit zwölf Lenzen, ein problematischer Schüler, mehrfacher Transferist und eben durch gute Noten aus der Schmach des Vorjahres genesen.

Nun sollte also wieder ein Aufstieg gewagt werden und der führte uns in den Garten des Stachowitsch'schen Anwesens im Salzburger Nonntal, wo ich zum ersten Mal Alexej Stachowitsch, „Axi“, den Gründungsvater des Felbertales sah. Er wirkte auf mich wie Old Firehand, gütig, aber bestimmt, mit freundlichem Händedruck, aber auch einem Messer an der Seite, wie es Westmänner und Pfadfinder zu tragen pflegten. Alle Einwände meiner Mutter bezüglich meiner Unreife, schlechten Zeugnissen, fehlendem Latein, etc. fegte er lässig zur Seite. „Macht alles nichts“, stellte er fest und wurde dabei von einem zweiten Herrn unterstützt, der sich als Pepi Löw vorstellte, Schuldirektor und Biologe in Tateinheit. Was wir, Mutter und ich, nicht wussten, war, dass die neue Schule dringend Schüler brauchte, also Mutige suchte, die man im Dunstkreis der Nachkriegs-Abenteuerlust betuchter Eltern, die in ihren Kindern weiter- und neu träumten, zu finden hoffte, mochten diese vor Begabung und/oder Fleiß triefen oder nicht.

Wenige Wochen später stand ich eines schönen Spätsommertages, anno 1951 vor dem Salzburger Bahnhof meinen künftigen Mitschülern gegenüber. Es war ein verwegener Haufen, der da mittels eines LKWs des Weltkirchenrates in die Alpen gekarrt werden sollte. Wegen der Unterstützung durch eben diesen Weltkirchenrat sollten auch Schützlinge desselben aufgenommen werden. So waren also ein Drittel der Schüler so genannte Volksdeutsche, ein weiteres Drittel russische Flüchtlinge und schließlich ein Drittel Österreicher. Die Fahrt über die damals noch streckenweise geschotterte Salzachtalstraße war eher unangenehm, der Gestank des amerikanischen Superbenzins auch, und so gaben einige, darunter auch ich, das karge Frühstück bald wieder ab. Was mich aber wirklich erboste war, dass meine Mutter darauf bestanden hatte, mitzufahren. Gerade das sollte sich aber als Segen erweisen, denn „oben“ im Felbertal angekommen, stellte sich heraus, dass die angeheuerte Köchin ihren Dienst nicht antreten konnte, weil sie noch für zwei oder drei Wochen anderswo unter Vertrag stand.

Meine Mutter erklärte sich daraufhin bereit, einstweilen dazubleiben und mit dem Nichts, das sich in der Speisekammer fand, für die Schule zu kochen. Da es wirklich nur bescheidene Lebensmittelvorräte gab, war die Nachrede, die meine Mutter hinnehmen musste, auch nur bescheiden.

Nun, begonnen wurde wirklich mit Nichts. Aber dazu gesellten sich viel Selbstvertrauen und eine gute Portion Frechheit, welche die Schulbehörde, die Elternschaft und auch uns selbst immer wieder beeindruckten. Selbstinfektion durch den eigenen Schmah nannte das der Österreicher. Essen und Schlafen konnten also stattfinden, Schulbetrieb gab es aber vorläufig noch nicht, denn es mussten erst ein paar Voraussetzungen für das Weiterleben geschaffen werden. Am Eingang zum Heimbezirk musste jenes Tor aufgestellt werden, das schon beim großen Welt-Jamboree in Bad Ischl die Pfadfinder aus aller Welt empfangen hatte und nun schweißtreibende Zimmermanns- und Erdarbeiten nötig machte. Dann mussten die Heizvorräte für den Winter angelegt werden. Die Heimleitung hatte eine baufällige Alm günstig erstanden und durfte außerdem das Abfallholz eines Lawinenganges abtransportieren. Bei den Arbeiten an Alm und Tor stellte sich schon so etwas wie Klassengemeinschaft heraus. Die Mehrheit gehörte zu den einfachen Robotniks, die zerrten, stemmten, sägten und trugen. Wer schon Autofahren konnte, durfte die paar vorhandenen Fahrzeuge mit aufgeladenen Balken chauffieren. Die Mitglieder des, ich glaube, standrechtlich ernannten Heimrates taten nichts von alledem, weil sie die neue Heim-Verfassung ausbrüten mussten, zusammen mit der Heimleitung.

Langsam kehrte so etwas wie Alltag ein. Drei Klassen entstanden, in denen es fast regelmäßig Unterricht gab, die praktische Arbeit konzentrierte sich allerdings noch an Erfordernissen und weniger an der vorgesehenen Handwerksausbildung. Aber man konnte eigentlich bei jeder Verrichtung irgendetwas Nützliches lernen. In der Freizeit machte man die Gegend unsicher, forschte und erkundete Pflanzen- und Tierwelt und verlangte von zu Hause die Zusendung eines guten Hammers samt Stemmeisen, damit auch der Fels etwas vom Forscherdrang zu spüren bekam.

Der etwa sieben Kilometer entfernte Ort Mittersill sah uns sehr selten; zu weit der Weg, zu teuer Kino und Konditorei und außerdem waren wir für die Eingeborenen ohnedies keine normalen Menschen. „Sadt's von' Jogdhaus inna?“ Nickte man, so bekreuzigten die sich fast. Ein Holzarbeiter, der einmal mit dem Jeep mitfahren durfte, brachte es auf den Punkt: „Der roast da auffa, wia da barmherzige Tod!“

In den Wohnquartieren begannen sich nun die ersten Gruppen zu bilden, nach gesellschaftlichen und ethnischen Prinzipien. Die Russen unterstanden dem Ältesten, einem damals 16-jährigen Burschen aus Brjansk, namens Nikolaj Dimitrijewitsch Isotow. „Nik“, wie er von allen gerufen wurde, war an sich eine Seele von Mensch, konnte aber auch sehr „russisch“ agieren, wenn er seine Umgebung mit landesspezifischen Schimpfworten bedachte, weil einer beispielsweise „nur“ Kosakenkind vom Kuban oder „Polak“ war, oder wenn er jemanden prügelte, wobei er auf diesbezügliche Vorwürfe seitens eines Erziehers meist mit: „Er weiß schon, warum er hat gekriegt Watschen!“ reagierte. Seine diversen Streiche gehören heute mit Recht zur Felbertal-Legende.

Auch die heimische Jeunesse dorée hatte etwas zu bieten, wenn z.B. „Flocki“ Lehner aus der damals obersten Klasse den mit einem Gipsfuß etwas unbeweglichen „Alfi“ Auersperg auf eisiger Straße so ärgerte, dass dieser umfiel und am Boden liegend mit den weithin hörbaren Schmähworten bedacht wurde: „Der Prinz ist gefallen, ist kein Diener da, ihn aufzuheben?“

Eine sicherlich seltene Mischung gab es auch bei den Lehrern. Gemeinsam hatten sie den guten Willen, aber schon beim Abenteuerdrang schieden sich die Geister. Mein Gruppenleiter, Altphilologe aus Graz, vermisste bestimmt eine alte Säule, auf die er sich niederlassen konnte, um die Verse Pindars zu studieren. In einem Artikel der Heimzeitung machte er sich einmal über das Essen lustig, worauf die Küchenmannschaft angeblich Kündigungsabsichten äußerte und einen Entschuldigungsartikel forderte. Burkhard, so germanisch hieß der Lateiner, zog sich aus der Affäre, indem er in schier unverständlich verschachtelten Sätzen so etwas wie Abbitte leistete. Der beste Satz daraus - ich habe ihn mir wegen seiner verquerten Intellektualität gemerkt - lautete: „Ich lehne es ab, meine taktischen Missgriffe hinter der erborgten Phrasiologie einer pseudophilosophischen Resignation zu tarnen!“ Burkhard blieb nicht lange im Felbertal, das ihm wohl eine Nummer zu klein und zu wild war. Vorher aber erhielt er irgendwann ein Telegramm seiner Braut aus Graz. Diese Geschichte wird in Felbertaler Kreisen unterschiedlich kolportiert. Meine, durch Zeugenaussagen belegte Fassung, lautet so: Das Telegramm, auf das er lange gewartet hatte, wurde nervös aufgerissen und der Empfänger sagte mit enttäuschter Stimme: „Das ist ja gar nicht ihre Schrift!“

Eine Besonderheit in mehrerer Hinsicht stellte das Elektrizitätswerk dar. Jedem Mitglied unserer Gemeinde wurde eingeschärft, wie gefährlich es wäre, wenn der Treibriemen zwischen Turbine und Regler

irgendwie ausfiel. Dann würde nämlich die Turbine „hochlaufen“, bis sie buchstäblich platzte und die Turbinenschaufeln würden dann irgendwie- und -wo herumfliegen. Es war also im Bedarfsfall notwendig, den Wassereinlauf sofort zu sperren, was jeder von uns beherrschte. Bei der geringsten Stromschwankung wurden also alle reichlich nervös, und wenn man nur andeutungsweise den Eindruck hatte, das Licht würde ungebührlich heller, sauste, wer konnte, mit dem Schlachtruf: „Die Schaufeln kommen!“ zu dem vom Heimbereich etwa 100 Meter tiefer gelegenen Turbineneinlauf. Besonders Besucher waren von solchen Aktionen sichtbar beeindruckt.

Nahe beim E-Werk, an der Straße, befand sich ein Platz für Milchkannen, wo auch beispielsweise der Transporter des Mittersiller Bäckers seine Gaben deponierte. Eines Tages erhielt die 3. Klasse (meine) den Befehl, ab sofort für den Brotsack zu sorgen, das heißt, das Ding zum Heim heraufzuschaffen. Wir nahmen dies natürlich wörtlich, gingen am nächsten Tag um neun Uhr aus der Klasse und zu besagter Stelle hinunter. Dort luden wir uns zu acht den Sack auf und begannen gemessenen Schrittes, ein Lied auf den Lippen, langsam und vorsichtig zum Heim zurückzugehen. Die Melodie gab den Takt und dieser das Schrittempo an. Gesungen wurde „Ej Juchnem (ho-ruck)“, das Lied der Wolgaschlepper, ein sehr getragenes Lied. Es dauerte sehr lange, bis wir den Eingang zur Heimküche erreichten. Dort hatte sich inzwischen irgendeine Delegation von beamteten Besuchern eingefunden, denen - ich weiß nicht mehr wer - ein Professor jedenfalls - irgendwas Wesentliches erklärte und uns so schnell wie möglich aus dem Weg haben wollte. Er gab uns also, in der Hoffnung, wir würden ehestens verschwinden, einen Brotlaib. Ohne uns abzusprechen hatten wir offenbar alle gleichzeitig dieselbe Idee: Nein, wir würden nicht verschwinden, sondern das Heim demütigen. Also fielen wir wie hungrige Wölfe zu acht über den Brotlaib her, jeder riss ein Stück heraus, der entsetzte Blick der Besucher schwankte zwischen Schaudern und Mitleid.

Übrigens, der Weg zwischen Wohnhaus und Wirtschaftsgebäude war im Winter schmal, eisig und von hohen Schneewänden gesäumt. Wer da zum Essen ging, überlegte oft erst an dieser Stelle, dass er eigentlich noch eine technische Pause hätte einlegen sollen. Um keine Zeit zu verlieren, wurde das Geschäft also schnell erledigt, was im Laufe von wenigen Tagen zu Schneeverfärbungen und skurrilen Kristallstrukturen führte. Axi, immer auf Contenance und gepflegte Sprache bedacht, stoppte dieses Treiben, indem er mit amtlicher Miene in einer Versammlung mitteilte, dass zwischen den Gebäuden keine

Toiletanlage bestehe. Wir hatten verstanden und disponierten um. Es gab immer wieder Anlässe, den Unterricht abubrechen. Lawinen hatten gelegentlich mit uns Einsehen, verlegten die Straße und wir durften ausrücken, mit Schaufeln und natürlich mit einem Lied. Für solche, oft mehrtägige Einsätze empfahlen sich verschiedene Landsknechtlieder, wie jenes von der munteren Kumpanei, die zum Kampf auszieht, wohl wissend, dass es viele Tote geben werde: „... doch was ist dabei!“

Gelegentlich gab es Ansätze zu kleineren Meutereien, aber Axi hatte einen wachen Instinkt für solche Stimmungen und schaffte es immer wieder, die Wogen zu glätten. Dazu benutzte er das ganze Instrumentarium pfadfinderischer Rituale. Ich erinnere mich an eine eher morbide Winterwoche, in der man nächtens dauernd Lawinen hören konnte, die Arbeit nervtötend, die Schule fad und das Essen wie immer war, als Axi eines Abends zu einem Festmarsch (er benutzte ein Wort feierlicheren Zuschnittes, das ich aber vergessen habe) aufrief. Wir zogen also hinaus in den Wald, wo Lichter an einem Baum und daneben ein Lagerfeuer brannten und Axi, angetan mit einem Umhang, den Pfadfinderhut leicht nach vorne gekippt, wesentliche Worte von sich gab. Da war viel von Gemeinschaft, dem Miteinander, dem Pioniergeist und von dem die Rede, was man dereinst von uns sagen würde, die wir doch ... und so ... der Witterung trotzend und das Heimweh nicht achtend, bei Kälte und Schnee ... fast nur Wasser und Brot. Wir waren alle zu Tränen gerührt. Und dergestalt seelisch gestärkt machten wir uns auf den Heimweg zum Essen und sangen wieder einmal. Bei solchen Gelegenheiten zogen wir die Worte eines alten Indianerliedes zur Melodie des „Marsches der roten Armee“ vor, das ging schneller.

Es wurde überhaupt viel gesungen. Die Russen reagierten so auf ihr Heimwehgefühl, die fehlende weite Ebene, Pferdegetrappel, die Birkenwälder und wir Österreicher sangen aus ähnlichen Beweggründen mit, auch wenn die Objekte unserer Begierde näher lagen.

Die Ordnung des Felbertales war, trotz pfadfinderischer Verkleidung, beseelt von einem militärischen Geist, der Zweite Weltkrieg war ja noch nicht lange her. Peinlich genau musste das Bett gemacht sein und kein Stäubchen durfte sich am Boden finden lassen. Dabei war es gar nicht so leicht, wenigstens halbwegs sauber zu bleiben. Die Leitungsrohre waren manchmal gefroren, der Boden im Waschzimmer vereist. Als uns einmal Heinrich Harrer besuchte - sein Sohn Peter war ein Mitschüler - und über Tibet zwei Abende lang spannend berichtete, interessierten uns natürlich besonders die Waschgewohnheiten der

Wie ich ins Felbertal kam

Nach Abschluss meines Studiums absolvierte ich im Schuljahr 1952/53 das Probejahr an einer Mädchenschule in Graz. Danach war ich bereit, ins Berufsleben einzusteigen. Die Chancen, einen halbwegs geeigneten Posten zu finden, waren damals äußerst gering. Viele Hochschulabsolventen mussten jahrelang in völlig anderen Berufen arbeiten. Es gab bei weitem nicht so viele Schulen wie heute. Die wenigen offenen Stellen wurden mit Männern besetzt, die ihr Studium im Krieg unterbrochen und in den ersten Nachkriegsjahren beendet hatten. In Graz gab es zunächst nur eine Möglichkeit für mich: Ich musste als Arbeitslose stempeln gehen, was ich im Herbst auch 2 Wochen lang tat. Doch zurück zum Probejahr. Wir Probelehrer mussten, ob wir wollten oder nicht, ein Einführungsseminar für den Schuldienst besuchen. Ein kleinwüchsiger Hofrat, den wir alle für stockkonservativ hielten, erteilte uns, wie sich später herausstellte, manch wertvollen Rat für unser Berufsleben. Wir waren erstaunt, mit welcher Wärme und Begeisterung er immer wieder von einem „Werkschulheim“, einer neuartigen Mittelschule mit Handwerksausbildung in den Salzburger Bergen, erzählte. Die Idee gefiel mir, hätte ich doch selbst während meiner Schulzeit gerne auch etwas Praktisches gelernt.

Mit mir im Probelehrerseminar saß eine Schulkollegin, deren Neffe in dieser Schule die erste Klasse besuchte. Auch sie, eine fantasiebegabte Germanistin, lobte das Werkschulheim und seine Umgebung in den höchsten Tönen, obwohl sie beides nur aus Erzählungen kannte. „Die Schule liegt wie eine Burg auf einem Berg mitten im Wald“, sagte sie, „das wäre das Richtige für dich.“

Meine Neugier war geweckt. Den Oberpinzgau kannte ich seit meiner Kindheit aus vielen, zum Teil monatelangen Aufenthalten in Krimml und Neukirchen. Ich liebte die wunderschöne Landschaft.

Voll der kühnsten Erwartungen machte ich mich im Juli 1953 auf den Weg nach Mittersill und ins Felbertal.

Abb. 1

S 16

Vom Anblick des Schulgeländes war ich dann doch etwas überrascht. Ich hatte eine Art Märchenschloss erwartet und fand statt dessen auf einem steilen schattigen Nordhang zwei eher schäbig wirkende Häuser aus Holz, ein altes Jagdhaus und ein bescheidenes Wirtschaftsgebäude, mit einem leeren lehmigen Platz dazwischen.

Abb. 2, 3

S 16

Als ich im Felbertal eintraf, fand gerade die „Auslesewoche“ statt. Ich sollte, ohne jegliche Hilfsmittel, aus dem Stegreif, mit den Bewerbern für die erste Klasse eine Naturgeschichtestunde halten. Das tat ich

auch, und zwar auf der Glasveranda, vor dem Speisesaal, wo während meines Unterrichtsversuches mit den 10-Jährigen ein reges Kommen und Gehen der im Heim lebenden älteren Schüler, Pfadfinderführer, Lehrer, Erzieher und Hausangestellten stattfand.

Was Kinder dieser Altersstufe interessieren konnte, war in unserer akademischen Ausbildung zu 100 % ausgespart worden. So wählte ich ein Thema, bei dem ich absolut sattelfest war: Ich ließ die Buben die Unterschiede zwischen drei in der Gegend wachsenden Glockenblumenarten erarbeiten und produzierte mit ihrer Hilfe ein vorbildliches Tafelbild - alles in allem eine äußerst trockene Angelegenheit.

Dass ich trotzdem im Herbst 1953 als Lehrerin und Erzieherin ins Werkschulheim aufgenommen wurde, hatte einen ganz speziellen Grund, den ich allerdings erst Jahrzehnte später erfuhr: Ich war die dringend benötigte Alibifrau in einer sonst nahezu reinen Männergesellschaft.

Das Schuljahr 1953/54 begann etwas verspätet, wir reisten erst Ende September an, und zwar aus folgendem Grund: In Mittersill fand vom 20. bis 23. September 1953 eine Tagung statt, auf der hochrangige Vertreter aller zuständigen Stellen sich ein Urteil darüber bilden wollten, ob das Werkschulheim kurzerhand liquidiert oder ob es, mit entsprechender Unterstützung von außen, weiter geführt werden sollte. Die Entscheidung fiel überraschender Weise zu Gunsten der Schule aus, wir durften unseren Dienst antreten. Wir waren zu fünft, vier Männer und ich kamen als Neulinge ins Felbertal.



Abb. 1:
Auf dem Weg ins Werkschulheim:
der bewaldete Mitterberg, rechts
Felberbach und Schuttkegel, im
Hintergrund die beschneite
Freiwand



Abb. 2:
Das Jagdhaus
Postkarte

Foto: Makart



Abb. 3:
Wirtschaftsgebäude mit Küche,
Speisesaal, Schul- und Wohnräu-
men; im Hof Axi und ein Schüler
1951